Weichselland
DD
491
O8W26
Jg. 10
Nr. 4

Mitteilungen
des
Westpreußischen Geschichtsvereins.

Jahrg. 10. 1. Oktober 1911. Nr. 4.

LIBRARY
FEB 14 1967
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt:

Vereinsnachrichten S. 73. — Friedrich Wilhelm Ferdinand Schmitt S. 73. — Adam Wiebe, ein Danziger Ingenieur im 17. Jahrhundert, S. 76. — Die Anfänge der jetzigen Marienkirche in Danzig S. 94. — Literarische Anzeige S. 100.

Vereinsnachrichten.

Veränderungen im Mitgliederbestande.

Dem Verein neu beigetreten sind die Herren Dr. Nimmert in Danzig, Rechtsanwalt Dr. Arnold in Schwetz, Pfarrer Michalik in Steegen; außerdem als korporatives Mitglied die Königliche Universitätsbibliothek in Erlangen.

Durch den Tod verloren wir leider an Mitgliedern die Herren Professor Dr. Rohr in Neustadt, Rektor Spohn in Löbau und Domprobst Dr. Wanjura in Posen. Von ihnen hat Herr Professor Rohr dem Verein nicht nur lange Jahre als Mitglied, sondern seit 1906 auch als Mitglied des Vorstandes oder wissenschaftlichen Beirates angehört und in dieser Stellung wie kein anderer die Interessen unseres Vereins in seinem Wohnorte Neustadt unermüdlich gefördert. Der Verein wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Ihren Austritt zeigten an die Herren Pfarrer Baranowski in Mühlbanz, Geheimrat Dr. Bonstedt in Danzig, Leutnant Pücher in Strasburg, Kaufmann E. Rodenacker jun. in Danzig, Geh. Regierungsrat Dr. Saenger in Berlin, Oberlandesgerichtsrat Scheller in Marienwerder.

Friedrich Wilhelm Ferdinand Schmitt.

Am 3. März dieses Jahres starb in Zempelburg der Senior der westpreußischen Provinzialhistoriker, der Privatlehrer Dr. Friedrich Wilhelm Ferdinand Schmitt. Am 25. März 1823 in Zempelburg als Sohn des Bürgermeisters Andreas Schmitt geboren, besuchte er zunächst die Stadtschule seiner Vaterstadt und dann das Gymnasium in Danzig, das er Ostern 1839 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Sechs Semester studierte er in Halle, und zwar hörte er vornehmlich philologische Vorlesungen bei Bernhardy, daneben philosophische bei Erdmann, historische bei Leo und theologische bei Tholuck. Ein siebentes Semester

33 VII
A Z 3
203,658

verbrachte er in Berlin, wo er unter Trendelenburg philosophische Studien trieb.

Ein sehr früh auftretendes nervöses Herzleiden machte ihm eine öffentliche Lehrtätigkeit unmöglich Zwar erledigte er nach bestandenem Staatsexamen sein Probejahr mit Unterbrechungen teils am Gymnasium zu Danzig, teils am Gymnasium zum grauen Kloster zu Berlin, dann aber verzichtete er ganz auf eine amtliche Tätigkeit und wirkte zuerst als Hauslehrer, dann als Privatlehrer, daneben sich immer tiefer in die Geschichte und Volkskunde seiner Heimatprovinz versenkend.

Als erste Frucht dieser Studien erschien seine „Topographie des Flatower Kreises". Schon bei dieser Arbeit trat das hervor, was auch seinen späteren Schriften ihren bleibenden Wert gab. Schmitt war mit dem westpreußischen Volksleben aufs Innigste vertraut. Wie der Deutsche, der Pole und der Jude in der Enge der Kleinstadt mit einander leben und auf- und gegeneinander wirken, war Gegenstand seines lebhaftesten Interesses, und da er von Jugend auf in diesen Verhältnissen gelebt hatte, verstand er sie wie kaum ein anderer. Deshalb sind seine Schriften hinsichtlich ihres volkskundlichen Gehaltes auch heute noch nicht veraltet, mögen sie auch in Bezug auf ihren historischen Inhalt in vielen Punkten durch die spätere Forschung überholt sein.

Im Jahre 1862 promovierte Schmitt bei der philosophischen Fakultät zu Jena mit einer Abhandlung „De nobilitate Polonica".

Bald darauf bot sich ihm Gelegenheit zu reicherer wissenschaftlicher Betätigung. Seitens des Staatsministeriums war an die Kreisstände die Anregung gelangt, die Geschichte ihrer Kreise durch geeignete Männer bearbeiten zu lassen. Die Kreise Flatow, Dt. Krone und Stuhm betrauten Schmitt mit dieser Aufgabe. Die drei Kreisgeschichten erschienen in den Jahren 1867—68. Am besten gelungen ist wohl die des Kreises Flatow, die kein Geringerer als Max Toeppen aufs Günstigste beurteilte, besonders wegen der bis dahin seitens deutscher Schriftsteller kaum erfolgten Benutzung polnischer Archive (Altpr. Mon.-Schr. IV., S. 368—72). Auch die Geschichte des Kreises Stuhm gehört zu den bessern Kreisgeschichten unserer Provinz.

Während diese Arbeiten ihrem Abschluß entgegengingen, bot sich Schmitt eine andere seiner Neigung entsprechende Tätigkeit. Als im Jahre 1867 das Staats-Archiv der Provinz Posen begründet wurde, wurde er mit einem Teil der Arbeiten betraut, die der Ermittelung des in den alten Registraturen der Behörden vorhandenen archivalischen Stoffes galten. Seine hieran sich knüpfenden Hoffnungen auf Anstellung im Archivdienst erfüllten sich jedoch nicht, und so entschloß er sich im Jahre 1872, in seiner Vaterstadt Zempelburg eine Schule zur Vorbereitung für die höheren Lehranstalten zu eröffnen, die er bis wenige Jahre vor seinem Tode mit gutem Erfolge geleitet hat.

Schon vor Eröffnung seiner Schule hatte er sich auch der pädagogischen Schriftstellerei zugewandt, und seine Schultätigkeit selbst ließ ihn darin fortfahren. So entstand in den Jahren 1869 bis 1874 eine Reihe von Lehrbüchern für den Unterricht der unteren Gymnasialklassen und höheren Bürgerschulen, die davon Zeugnis ablegen, wie Schmitt

mit Treue und Fleiß an der selbständigen Durcharbeitung seiner Lehraufgaben arbeitete, die aber in weiteren Kreisen wenig Beachtung fanden.

Daneben blieb er auch seinen geschichtlichen und volkskundlichen Studien treu, als deren Frucht neben kleineren Aufsätzen sein letztes Buch, „Die Provinz Westpreußen, wie sie entstanden und wie sie gegenwärtig beschaffen ist", 1879 erschien.

Mit zunehmendem Alter gab Schmitt die eigene literarische Tätigkeit auf, aber mit lebhaftem Interesse hat er bis an sein Lebensende die Arbeit anderer zur Erforschung der Geschichte Westpreußens verfolgt.

Schmitt war ein Mann von tiefer Frömmigkeit und großem sittlichen Ernst, hochgeschätzt von allen, die ihn kannten, und verehrt von seinen zahlreichen Schülern.

Aber auch in den Kreisen der Geschichtsfreunde soll sein Name unvergessen bleiben. Hat er doch redlich mitgearbeitet an der Aufgabe, die Geschichte unserer Heimatprovinz zu erforschen und sie weiteren Kreisen vertraut und lieb zu machen.

Zum Schluß mögen die im Druck erschienenen Schriften Schmitts, soweit sie dem Verfasser bekannt geworden sind, zusammengestellt werden:

Topographie des Flatower Kreises. Neue Preuß. Prov.-Bl. Andere Folge VI 257—289, 432—461, VII 42—66, 113—119. 1854—1855. Eine Buchausgabe erschien 1855 unter gleichem Titel in Bromberg bei Louis Levit.

Zur Kaschubenfrage. Neue Preuß. Prov.-Bl. A. F. VIII 337—38. 1855.

Der Kreis Flatow. Thorn, Lambeck, 1867.

Geschichte des Deutsch-Kroner Kreises, ebenda 1867.

Geschichte des Kreises Stuhm. Im Selbstverlage der Kreisstände, 1868.

Tirocinium latinum, Thorn, Lambeck, 1869.

Generalleitfaden für die unteren Klassen von Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Erste Abt. Sprachen, Thorn, Lambeck, 1870; zweite Abt. Realien, ebenda 1870.

Land und Leute in Westpreußen. Zeitschrift für preußische Geschichte VII. 1870.

Tirocinium graecum, Thorn, Lambeck, 1873.

Kleines Englisches Elementarbuch, ebenda 1873.

Kleines Französisches Elementarbuch, ebenda 1874.

Zur Adalbertsfrage (Altpreuß. Monats-Schrift XII. 1875. S. 531—541.

Die Provinz Westpreußen, wie sie entstanden und wie sie gegenwärtig beschaffen ist. Thorn, Lambeck, 1879.

Stüblau. Lic. Freytag.

Adam Wiebe, ein Danziger Ingenieur im 17. Jahrhundert.

An Adam Wiebe erinnert noch heut in Danzig die Benennung der Wiebenkaserne und der Straße Wiebenwall, beide in der Nähe der 1893 bei der Wallniederlegung geschleiften Bastion Wieben[1]). Wie diese Bastion zu ihrem Namen gekommen, erzählt Curickes Beschreibung der Stadt Danzig in den Additiones zum Kapitel (I, 18) über den Bischofsberg. S. 348: „Anno 1644 hat ein holländischer Ingenieur nahmens Adam Wybe, von Harlingen gebürtig, durch eine sonderliche Invention die Erde vom Bischofsberg über den Stadtgraben auf die Pastei, so gleich gegenüber lieget und noch heute zu tage Wyben-Rundell genannt wird, geführt". Die Erfindung Wiebes zur Transportabkürzung bestand in einer Schwebe-Seilbahn mit Eimern, wie sie uns für Kies- und Kalkgraben usw. heute ganz geläufig ist. Zu jener Zeit erregte sie aber allgemeines Aufsehen und erschien auch mit Recht als hier so neue großzügige Idee, daß auch der berühmte holländische Maler und Kupferstecher Wilhelm Houdius, der damals zwischen 1641 und 1652 teils in Danzig, teils am polnischen Hofe weilend, eine Menge bekannter Persönlichkeiten porträtiert hat[2]), von Wiebes Anlage eine sehr anschauliche Zeichnung entwarf, die von seinem Landsmann Stefan de Praet — damals ebenfalls in Danzig[3]) — in Kupfer gestochen wurde[4]). Von diesem Blatte, das zeitgenössisch und also älter als Curickes Notiz ist und uns auch des Erfinders Bild mit der Umschrift „Wybe Adam von Harlingen" vermittelt, besitzt die Danziger Stadtbibliothek ein sehr gut erhaltenes Exemplar[5]). Nach diesem ihm offenbar vorliegenden Blatte von Houdius-de Praet hat Peter Willer, als ihn 1687 der Danziger Rat mit der Illustrierung des damals erst zum Druck kommenden Curickeschen Werkes beauftragte, einen verkleinerten Nachstich (Curicke S. 348) mit Fortlassung der Legenden, Sprüche, Wappen und des Porträtkopfes angefertigt, unter Verzicht auf eine eigene Komposition, offenbar weil er die historische Bedeutung und große Zuverlässigkeit des Houdius-Blattes früh erkannt hatte[6]). Außer der Seilbahn ist über Adam Wiebe in weiteren Kreisen kaum viel mehr bekannt, so daß die Mitteilung einiger Daten aus seinem Leben nach den Akten des Danziger Stadtarchivs sich vielleicht verlohnt.

Für Wiebes holländische Abstammung und Herkunft aus Harling, einem Städtchen am Ausgang des Zuider-Sees, liegt ein archivalischer Nachweis bisher nicht vor, wir werden aber der Angabe seines nieder-

---

1) Stephan, Die Straßennamen Danzigs. Danzig 1911. S. 97.

2) Block, J. C., Das Kupferstich-Werk des Wilhelm Houdius, Danzig 1891.

3) a. a. O. S. 5.

4) Dies Blatt fehlt, da nur die Zeichnung nicht auch der Stich von Houdius' Hand ist, in der Aufzählung von Houdius Werken bei Block. Vgl. ferner Hagen, Über Danziger Kupferstecher. Neue Preuß. Prov.-Bl. 1847. Bd. 3 S. 177, und Hirsch, Zur Geschichte der Danziger Kupferstecher. Ebenda Bd. 12 1851, S. 416.

5) Porträtsammlung Nr. 308.

6) Vgl. auch Blech. Curickes Danziger Prospekte in dieser Zeitschrift 1903, S. 34.

ländischen Landsmannes Houdins darüber um so eher glauben dürfen, da er sie als unmittelbarer Zeitgenosse Wiebes, ja vielleicht als Augenzeuge jener Anlage vermerkt hat. Auch der Zeitpunkt von Wiebes erster Niederlassung in Danzig bleibt leider im Dunkeln, da das Bürgerbuch jenen Namen nicht enthält; man könnte aus dieser Tatsache fast vermuten, daß er den Bürgereid nicht geleistet und vielleicht zu den Mennoniten zählte, welche ja bekanntlich zumeist holländischer Herkunft waren und alttestamentliche Vornamen wie Adam und Abraham (Wiebes Sohn) bevorzugten; aber auch in den Listen Danziger Mennoniten des 17. Jahrhunderts fehlt der Name Wiebe. Zum ersten Male in Danzig begegnen wir Wiebe 1616, wo er im Dienste des Bauamts — nach einem Eintrag im Kämmerei-Rechnungsbuch eine „achtkantige Windmühle", d. h. also wohl in holländischer steinerner Bauart — errichtet und dafür am 11. März 150, am 18. März 138 Mark erhalten hat[1]). Dies Jahr 1616 scheint auch sein erstes im Dienste der Stadt Danzig gewesen zu sein, denn Hinweise auf seine Danziger Dienstjahre in späteren Eingaben an den Rat führen bei der Umrechnung immer wieder auf 1616 zurück. Im Rechnungsbuch wird er seinem Berufe nach als „Mühlenbauer" bezeichnet, wie er denn auch in einem späteren Schreiben an den Rat 1623 betont, daß er „sich von jugendt auf der Windmühlen zu bauen beflißen[2]). Jedenfalls ist er in der Zeit zwischen 1616 und 1623 wohl in Danzig gewesen, denn in jenem am 4. Januar 1623 an den Rat gelangten Bittgesuche beruft er sich auf seine mehrjährige Beobachtung „was vor großer Schade durch naßes Wetter und Ergießung großer Wasser den legen oder niedrigen Landen und insonderheit dem Werder und der Nehring wiederfahren, weil wegen hohen Wassers der Weißel die Windmühlen zum Wasserausmahlen nicht haben können gebraucht werden". Verspätete Aussaat, bei großen Regenfällen Verfaulen des Futters und dadurch bedingte Krankheit und Sterbe von Vieh und Pferden seien für die Bauern als großer Schade daraus gefolgt. Die Einsicht, daß die Windmühlen bei großem Weichselwasser versagen, habe ihn auf andere Mittel zur Trockenlegung tiefgelegener Ländereien denken lassen, er habe ein Werk erfunden, das mit einer Roßmühle getrieben, bei der angestellten Probe in der Nehrung die Bauern schnell vom Wasser befreit und ihnen große Futtermengen gerettet habe; Bürgermeister Arnold von Holten und die andern Nehrungschen Herren könnten dies bezeugen; er habe auch noch ein zweites Werk ersonnen, um sofort nach Abzug des Eises aus der Weichsel tiefgelegenes Gelände zu entwässern, er wolle auch dies Projekt dem Rate vorführen und bittet, ihm für beide Erfindungen ein „Privilegium auf zwanzig Jahre mir solche nicht von keinem nachzumachen, — damit ich sambt meinem lieben Weibe und Kindern dessen etlichermaßen zu genießen haben möge — zu verleihen, darnebenst auch großgünstig zu geruhen

---

1) Stadtarchiv Danzig Abt. 12 Nr. 46, Bl. 96.

2) St.-A. Danzig Abt. 24 D. 42. — Dies Schreiben trägt auf dem Rücken die Registraturnotiz „Wiebe Adamas, der Mühlenbawer". In den folgenden Jahren bezeichnet er sich meist als „Praktikus".

für meine Inventiones, mühe und Arbeit eine hülffliche Beysteuer und ergetzliche Recompens zu thun"[1]). Ob und welch' ein Beschluß des Rates darauf ergangen, war leider nicht festzustellen.

Neben dem Mühlenbau besaß nun Wiebe auch für den eigentlichen Wasserbau, der bekanntlich gerade in Holland in Blüte stand, offenbar Interesse und Erfahrung. Bot er doch bald darauf, spätestens 1624, unter Berufung auf seine nun fast achtjährige Danziger Dienstzeit und auf die Erbauung „mancherlei gottlob zustatten kommender Werke" an, „den Newen Graben, der aus dem Stagnetengraben in die Weichsel gehet und sehr versandet, daß er wohl gar vergehen und dem alten gleich werden sollte, wie zuvor graben und mit geringen Kosten zu reparieren" gegen Lieferung von 50 Fichten- und 6 starken Eichenstämmen, Versenkung der Pfähle und 800 Gulden Honorar für ihn oder gegen Übertragung des Krahnlehns, wenn schon ihm Geld lieber wäre[2]). Eine Ratsentscheidung auf diesen Antrag ist nicht erhalten, vielleicht, daß der Vorschlag abgelehnt wurde und Wiebe daraufhin Danzig verlassen hat, um anderwärts zu arbeiten; denn im Jahre 1625 kehrt er aus dem Dienste des Polenkönigs von Warschau nach Danzig zurück und meldet am 16. Juli dem Rate, daß er von der Stadt Elbing eine vorteilhafte Berufung erhalten habe; da andererseits Freunde ihn an Danzig zu fesseln suchten, verlange er als festes Gehalt nur den von Elbing ihm angebotenen Satz und fährt dann fort: „so begehrete ich lieber alhier zu bleiben, weil ich dieser guten Stadt Gelegenheit weiß; erbiete mich auch wegen des Neptuni soweit, daß ich durch Gottes macht durch gemelten Neptunum das Wasser ausm stillen ohnstromigen Wasser auf den Markt bringen will, woran sonst ihr viele gezweifelt und zu schanden worden seindt; auch sonst dieser Stadt, dem Wärder und der Nering profitlich sein will". Durch solche Versprechungen und Angebot wertvoller Erfindungen und Verbesserungen suchten damals die Baumeister (wie z. B. Peter Willer 1655 mit der Schneidemühle und dem Baggern[3])) ihre Anstellung beim Rat günstig zu beeinflussen. Wiebe bat um schnellen Bescheid, um nicht die Elbingsche Bestallung fahren zu lassen[4]). Wertvoll ist hier auch der Hinweis auf den Neptunsbrunnen auf dem Langen Markt. Nach Hirschs Ermittelungen war dies Erzbild 1622 durch Meister Otmar Wettner im Innern mit neuen Wasserröhren versehen worden[5]); anscheinend versagten diese aber und waren 1625 wieder ein Gegenstand der Sorge für den Rat. Die Mitbewerbung von Elbing um die Gewinnung eines städtischen Technikers wie Meister Wiebe, zeitigte bei dem Danziger Rat einen schnellen Entschluß, „daß Supplikant nicht von der Stadt zu lassen sei, und daß die Bauamtsherren mit ihm nach

---

[1]) a. a. O.
[2]) a. a. O.
[3]) Cuny, Danzigs Kunst und Kultur. Frankfurt/M. 1910. S. 60.
[4]) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.
[5]) Vgl. Hirsch, Der Springbrunnen auf dem Langen Markte. Neue Preußische Provinzialblätter II. Folge. 1852, Bd. 2, S. 166 ff.

Erledigung einer Probearbeit in der Nehrung oder Scharpau ein angemessenes Salarium vereinbaren sollten[1]). Die damalige Höhe seines Jahresgehalts ist nicht angegeben; seit 1628 erhielt er, nun städtischer Wasserleitungstechniker — dabei bald als Wasserkünstler, bald als Wasserkunstmeister bezeichnet — 600 Mark, doch sind ihm daneben für manche Arbeiten noch besondere Beträge bezahlt worden, wie z. B. 1628 für die Wasserröhren auf der Vorstadt 900 Mark, 1629 für Weiterführung dieser Arbeit nach besonderer Vereinbarung 1500 Mark[2]). Diese beträchtlichen Summen galten aber zum Teil auch dem Bezug von Rohmaterial und der Entlohnung von Arbeitern bei der ihm übertragenen Röhrenanfertigung. Die Unterhaltung und Anlage von Wasserleitungen unterlag der Aufsicht des Bauamts[3]), dessen Befehlen Wiebe unterstellt war. Auch private Arbeiten hat er offenbar in dieser Zeit erwogen, im Frühjahr 1627 erbat er zur Besichtigung eines früher beim Polenkönig begonnenen Werkes, „bei dem er Ruhm und Ehre eingelegt" habe, einen dreiwöchentlichen Urlaub nach Warschau, den ihm der Rat aber unter dem Vorwenden eines unzweckmäßigen Zeitpunktes abschlug[4]). Wiebe hat nicht nur bei dem Bauamt, sondern auch bei der Funktion (Kommission) des sog. Wallgebäudes gearbeitet, das nicht nur für die Festungswerke, sondern auch für die städtischen Wasserläufe, z. B. die Gräben der Niederstadt und deren Reinigung zu sorgen hatte[5]). Von Wiebes Hilfe beim Baggerwerk berichtet ein Vermerk in der Kämmerei-Rechnung von 1629, woselbst ihm für die Hebung und Ausbesserung der versunkenen Baggerkunst nebst zwei Prähmen 180 Mark bezahlt wurden[6]). Daß Wiebe im folgenden Jahre 1630 nach den Absichten des Rates auch beim Festungsbau der Bastionen Kaninchen und St. Jakob[7]) mit größeren Aufträgen (wenn vielleicht auch ohne besondere Honorierung) herangezogen wurde, sehen wir aus der Beschwerde des bisherigen Festungsingenieurs Hans Strakowsky, der sich über die Bevorzugung Wiebes als für ihn kränkend lebhaft aber erfolglos beim Rate beklagte[8]).

Trotz mannigfacher Tätigkeit auch auf andern technischen Gebieten fühlte Wiebe sich aber doch in Danzig nicht wohl, und zwar aus wirtschaftlichen Gründen, er klagte über seine „erschwerte Haushaltung und Sorge der Nahrung". Im Frühjahr 1631 bat er beim Rat um Gehaltsaufbesserung und betonte dabei, daß er nun seit 15 Jahren „in vielen sachgen gedienet als Mühlen-, Baggerwerk, Wasserkunst, spritzwerken, krahnen, Winden und dergleichen Sachen, darin oft großer Mangel sei", das Wallgebäude habe merklichen Profit davon gehabt, er, Wiebe, aber keinen Nutzen; er habe versucht, sich Brot zu verdienen

---

1) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.
2) St.-A. Danzig Abt. 12, 58, Bl. 35.
3) Lengnich, Jus publicum civitatis Gedanensis, hrsg. v. Günther S. 384, 517.
4) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42 lectum in senatu, 5. März 1627.
5) Lengnich, a. a. O. S. 357.
6) St.-A. Danzig Abt. 12, 59. Bl. 63.
7) Köhler, Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde. II. 329.
8) Cuny, S. 56.

auf einem Stück Land, das er beim Heiligen Geistkrug sich gemietet[1]), das aber infolge der Damm- und Graben-Arbeiten seitens des Wallgebäudes ihm wieder genommen sei und für das er, trotzdem er fünf Jahre es habe nicht nutzen können, doch habe Zins zahlen müssen; sein Vieh sei ihm dabei zugrunde gegangen, „er habe von allem keine Ergetzlichkeit bekommen" und sei drum gesonnen, seinen Unterhalt anderwärts, wo er ihn auskömmlicher und leichter finden könne, zu suchen. Nur durch ein entsprechendes Gehalt könne der Rat ihn in Danzig halten und würde dann von seiner, Wiebes, technischen Erfahrung größeren und billigeren Nutzen haben, als durch die sonst so beliebten kostspieligen Studienreisen von Magistratsmitgliedern zur Besichtigung ausländischer Werke, wobei der Rat doch meist betrogen werde. Als Nachschrift hat Wiebe seiner Petition einige Reimzeilen angefügt, die an sich recht kunstlos, doch nicht ohne gewissen Humor sind und zur Kennzeichnung von Wiebes Persönlichkeit hier Platz finden mögen:

„Zu Dienen Einem Erbahren Raht"
„nach mein Vermögen frue und spat,"
„thu ich gewillich mit der That,"
„soviel mir got durch sein genad,"
„in der sachen begabet hat."
„Sein pfund und Gottesgaben, spricht"
„Christus, soll man vergraben nicht."
„Darum damit zu ider Zeit"
„gehorsam dien mein oberkeit,"
„in allen Sachen billichlich"
„bin zu dienen willich ich."
„Ja solchs von mir aus lieb geschicht,"
„wenns nicht an kegenlieb gebricht"[2]).

Das Gesuch hatte Erfolg, auf Ratsbeschluß vom 15. Mai erhielt Wiebe auch beim Wallgebäude Gehalt, das fortan 200 Gulden jährlich betragen sollte[3]).

Wie wir schon früher gesehen, hatte Wiebe auch außerhalb Danzigs bereits einen Ruf als geschickter Wasserbaumeister. Am 3. September 1631 erbat sich die Stadt Thorn Wiebe als Ratgeber für den geplanten Bau der großen Weichselbrücke[4]). Aber in Danzig lehnte man diese Beurlaubung ab, weil der Meister wegen eines großen Wasserbaues, den er als seine eigene Invention fertigzustellen unter den Händen habe und dessen Direktion kein anderer übernehmen könne, zurzeit unabkömmlich sei[5]). Aus demselben Jahre liegt uns ein Gutachten Wiebes vom 29. Oktober vor über die Wasserverhältnisse der Polier- und der

---

[1]) Auf dem Polnischen Haken, am rechten Mottlaufer, in der Gegend des heutigen Strohdeich. Vgl. Köhler, a. a. O. Taf. 10.
[2]) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.
[3]) a. a. O.
[4]) a. a. O.
[5]) St.-A. Danzig Abt. 27 Nr. 62 Bl. 124.

Schneidemühle in Danzig. Nach seiner Untersuchung litten beide an Wassermangel, und zwar weil das Wasser beim Durchfließen der Häuser und Höfe von Fleischern und Gerbern durch Unrat verunreinigt und im Abfluß sehr gehemmt wurde. Wiebe empfahl die Verlegung der Poliermühle an die Mündung der Radaune in die Mottlau, in die Gegend des Fischmarktes, wo man die alten Mauern des ehemaligen Ordensschlosses beim Aufbau verwenden könne[1]). Nach den Vermerken in den Kämmereirechnungen war Wiebe auch in der Folgezeit bei dem Baggerwerk und bei den Wasserleitungen tätig; am 6. September 1632 beauftragte ihn der Rat, mit den Mitgliedern des Wettgerichts in der Stadt alle Häuser, Höfe, Keller und Gärten zu untersuchen, ob sie das Wasser aus Brunnen oder Kunströhren bezögen, ob Hähne geändert oder ihre Zahl unberechtigter Weise vermehrt sei[2]). In demselben Jahre[3]) machte er dem Rate sich anheischig, das Mattenbudische Feld — die heutige Niederstadt — trocken zu legen. Diese Gegend — auch die Schweinewiesen genannt — war zwar von Entwässerungsgräben, die dem Laufe der heutigen Straßen etwa entsprachen, durchzogen, aber doch immer morastig, da die Gräben von den dort weidenden Schweinen der Branntweinbrenner verunreinigt wurden und keinen Abfluß hatten[4]). Hier wollte Wiebe, dem Übel abzuhelfen, eine Windmühle erbauen als Schöpfwerk. Von den Bewohnern der Gegend, den „Mattenbudischen und Langgartischen" forderte er als jährliches Entgelt 100 Gulden, vom Rat aber, der wegen des bevorstehenden Baues des Festungswalles[5]) an der Entwässerung sehr interessiert war, die Erlaubnis, nach der Trockenlegung mit seiner Mühle Dielen zu schneiden, und die Anweisung eines Holzplatzes daneben zur Lagerung der Dielen. Der Rat bewilligte diese Anlage auf zehn Jahre. Nebenher beschäftigten noch immer auswärtige Privatarbeiten unseren Meister, 1633 wünschte wieder der Rat zu Thorn wegen des Brückenbaues die Anwesenheit Wiebes, der den Bau entworfen und nun vollenden solle, der Meister unterstützte sein eigenes Urlaubsgesuch daheim durch einen Hinweis auf die seinerzeit erhaltene Zusage in seinem Danziger Anstellungsvertrage, „daß ich magk alle Jahr zweimal des Jahrs nach Warschau, wie auch in andere Wege, dahin ich würde begehret, verreisen, da ich doch binnen vier Jahren nicht einmal zu Warschau gewesen, sondern hier continue verblieben, und wollte lieber dem Rat zwei Jahr umbsonst dienen als durch diese Thornische Arbeit beschimpft werden und böse Nachrede davon haben"[6]). Diesmal konnte sich der Rat der Genehmigung nicht entziehen, er bewilligte am 26. Juni 1633 vierzehn Tage Urlaub, erlaubte aber die Abreise nicht vor Erstattung des noch ausstehenden

---

1) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.

2) St.-A. Danzig Abt. 11 Nr. 5. Vgl. auch Hoburg, a. a. O. Geschichte der Festungswerke Danzigs, S. 63. Anm. 2, der diesen Ratsschluß als erste Erwähnung Wiebes im städtischen Dienste anführt.

3) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42. Lectum in senatu 19. November.

4) Lengnich a. a. O. S. 357.

5) Es handelt sich um die 1634 durch Cornelius Janssens Gutachten vorgeschlagene Schanze bei Mattenbuden und den Schweinewiesen. Köhler I. 325.

6) St.-A. Danzig a. a. O.

Berichts von Wiebe über das Tief, außerdem solle „der Herr Presidirende Bürgermeister den Wiebe Adams vermahnen, daß Er sich hinfort meßige mit Annehmung außerhalb der Stadt gelegener Werke, damit diese Stadt besser in Acht genommen werde“ [1]). Einige Monate danach muß Wiebes nochmals Urlaub zum Brückenbau nach Thorn gehabt haben, denn am 27. September 1633 bittet der dortige Rat den Danziger, doch ja den Meister Wiebe, „der zu EE. W. wieder zu reisen gedrungen wird“, und nur eine kleine Zeit hier sich aufgehalten, sobald wie möglich mit dem von Thorn gestellten Wagen wieder zurückzusenden, da der Stadt Thorn „durch seine Abreise vor dies Mal schon großer Schaden entstehe“ [2]). Die Danziger antworteten aber am 30. September ablehnend, den gestern heimgekehrten Wiebe könne man wegen dringender Arbeiten zu dem von Wiebe selbst vor etlichen Jahren angegebenen wichtigen Wasserwerke nicht sogleich wieder nach Thorn beurlauben, sondern verschiebe dies auf gelegenere Zeit [3]). Welches Unternehmen damit gemeint war, ist nicht überliefert. Sehr wahrscheinlich galt es aber die Stellungnahme zu früheren Vorschlägen Wiebes über die Regulierung der Weichselmündung; denn das ist doch wohl unter der „Besserung des Tiefs in die See vor Weichselmünde“ zu verstehen; ein Gutachten über dieses zum Schutz gegen Versandung und Verflachung hatte der Rat, wie oben gesagt, schon im Juni 1633 von Wiebe vor der Urlaubsreise nach Thorn gefordert. Die Verhandlungen des Rates mit den Deputierten der Ordnungen einerseits und Wiebe und dem ihm befreundeten und hier assozierten Wallmeister Cornelius Janssen andererseits zogen sich aber in die Länge, bis man nach der Proposition des Rates vom 16. Juni 1634 zu einer Einigung mit den beiden Unternehmern und zu einem festen Abkommen auf zwei Jahre gelangte. Der Rat sollte für die Arbeiten, die wohl teils in Baggerung, teils in hölzernen Schutzmolen bestehen konnten, zwei große Bordinge, die nach Wiebe und Janssens Angabe zu bauen waren, sowie vier Boote, Anker und Tauwerk liefern, Wiebe und Janssen dagegen alle übrigen Werkzeuge und die Arbeiter. Dafür sollten die zwei Unternehmer, wenn ihnen die Austiefung und Tiefhaltung des Seetiefs auf $9^1/_2$ Fuß bei Mittelwasser bis zum Schluß der Pfahlkammer gelänge, jährlich zusammen 10000 Gulden erhalten; stellte sich die geplante Arbeit infolge günstiger Umstände (Strömungsverhältnisse, ausbleibende Sandablagerung) als nicht mehr notwendig heraus, so sollte nach Ablauf des ersten Vertragsjahres Wiebe wie Janssen für ihre Vorbereitungen und Unkosten 200 Rtlr. als Entschädigung erhalten, ebenso beim zweiten Jahr; am Ende der ganzen Vertragsdauer sollte der Rat, wenn sich die Mündung auch ohne Nachhilfe als genügend tief erwiesen, die angefertigten Gerätschaften den Unternehmern nach Schätzung abkaufen [4]). Über den weiteren Verlauf der Angelegenheit berichtet uns eine Supplik Wiebes und Janssens, die am 9. März 1637 dem Rate vorlag. Nach-

1) a. a. O.
2) a. a. O.
3) St.-A. Danzig Abt. 27 Nr. 63 Bl. 204.
4) St.-A. Danzig Abt. 32 Nr. 2 Bl. 1.

dem die Ratsherren während des ganzen ersten Jahres mit dem Befehl zum Arbeitsbeginn gezögert, zeigte sich bei Beginn des zweiten Vertragsjahres eine erhebliche Versandung; der Rat befahl jetzt eiligst die Arbeit, die beiden Unternehmer klagten nun lebhaft, daß er ihrem Vorschlage entgegen, während des Winters nicht die Bordinge gebaut und die vertragsmäßigen Vorbereitungen getroffen habe; der Rat aber drängte, sie sollten dann mit Notbehelfen die Arbeit beginnen, damit wenigstens ein Probewerk und einige Erfahrung für die Zukunft gewonnen werde. Nach Wiebes Worten ist dann „die Arbeit gottlob soweit gediehen, daß sie Nutzen geschaffen, obschon viel Mißgönner dagegen sprachen". Beweis dafür sei, daß an der Arbeitsstelle das Fahrwasser viel tiefer geworden und alle Schiffe dort jetzt durchgehen wollten, auch die letzte Flotte dort ein- und ausgefahren sei. Eine Fortführung des Unternehmens verspräche sicher guten Erfolg. Wiebes und Janssens Darlegung schließt dann mit der Bitte, ihnen in Anbetracht gehabter Mühen und vieler persönlicher Unkosten für Zehrung auf Reisen, doch die ihnen schon im Vorjahre zugesagte Entschädigung auszuzahlen. Der Bescheid des Rates vom 9. März 1637 darauf läßt bereits das Bestreben zu möglichster Sparsamkeit in den Verwaltungsausgaben erkennen, die auch späteren verdienten Baumeistern, wie z. B. Peter Willer[1]), recht fühlbar wurde. Der Rat hielt sich nicht an das Abkommen von 1634, das den Unternehmern auch für den Fall des Nichteingreifens 200 Taler zubilligte, sondern verhieß nur künftige Nutzbarmachung ihrer erfundenen Werkzeuge und bewilligte unter dem Vorwenden, es sei nur geistige Arbeit[2]) und keine materielle geleistet, an Wiebe und Janssen nur je 100 Taler als „Ergötzlichkeit" wegen unternommener Dienstreisen[3]).

Nach Angabe der Kämmereirechnungen war Wiebe auch in dieser Zeit (1636—37) vornehmlich bei der Wasserversorgung der Stadt, durch Arbeit an der Wasserkunst und Lieferung von Wasserröhren, dann auch bei Herstellung eines großen neuen Baggerwerks mit Pferdekraftbetrieb beschäftigt[4]). Aus dem Rechnungsbuch der Wallgebäude-Funktion von 1637[5]), dem einzigen erhaltenen aus diesen Jahrzehnten, ersehen wir, daß Wiebes Jahresgehalt bei diesem Ressort 300 Mark jährlich betrug, er daneben für besondere Arbeiten, wie Pfahleinstoßen, Herstellung einer Brücke an der Schleuse, eines neuen Kammrades an der Wasserkunst besonders honoriert wurde. Für einige der Stadt nützliche Privaterfindungen erbat und erlangte er am 19. September 1634 ein Patent, d. h. ein Privileg für sich und seine Erben auf 15 Jahre; es handelte sich um eine auf dem Damm aufgestellte Ölmühle mit erheblich größerer Leistungsfähigkeit und lautlosem Gang, ferner um ein durch Pferde betriebenes Rammwerk und um den neuen Bleikrahn auf dem

---

[1]) Cuny a. a. O. S. 60 61.
[2]) „ingenium, cujus opera inaestimabilis esse dicitur."
[3]) St.-A. Danzig Abt. 32 B. Nr. 1 Bl. 11.
[4]) St.-A. Danzig Abt. 12 Nr. 69 Bl. 74. Nr. 71 Bl. 64.
[5]) St.-A. Danzig Abt. 20 Nr. 29.

Bleihof[1]). Auch in den nächsten Jahren trug sich unser Meister — rastlosen Geistes immer voll Entwürfen — mit mancherlei praktischen Erfindungen, zu deren Abschluß und Erprobung er aber neben seiner amtlichen Beschäftigung offenbar nicht die genügende Muße fand; er beantragte drum im Herbst 1638 einen Urlaub von 4—5 Wochen, um bei Stellung eines Vertreters sich der Fortführung seiner Erfindungen, die man ihm schon abzusehen beginne, zu widmen. Wie die Reisen nach Warschau und Thorn schlug der Rat auch diesen Urlaub ab[2]). Unter den Erfindungen dieser Zeit wurde eine für Wiebe besonders wertvoll, weil er als Unternehmer in ihrer Ausnützung bis an seinen Tod eine neue Einnahmequelle sich erschloß. Das Kämmerei-Rechnungsbuch notiert 1637 zum ersten Mal unter den Ausgabe-Titeln „Eisschneiden auf der Weichsel" und vermerkt daneben: „nachdem Meister Adam Wiebe in diesem Jahr eine neue Invention, das Eis zu schneiden erdacht, als ist ihm von E. E. Rat nachgegeben, dieselbe ins Werk zu stellen"[3]). Wiebes Einnahme betrug allein aus diesem Arbeitszweig (seit 1642) bis an seinen Tod jährlich nicht weniger als 1500 Mark. Leider ist sonst kein Anhalt geboten, worin diese Einrichtung Wiebes zum Aufeisen des Fahrwassers bestand[4]); erwähnt werden unter den späteren Ausgabeposten als Requisiten, dabei Schmiedeeisen, Ringeisenwerk, ein Eisboot, Seile, Pferde und mehrere Eispflüge. Jedenfalls wurde dieser Eisbrechdienst zu einer stehenden Einrichtung, da die Ausgaben für Arbeit und Aufsicht dabei in den Rechnungen seit 1637 jährlich wiederkehren. Daneben leitete Wiebe auch weiterhin die Baggerungsarbeiten[5]) und die Herstellung von Wasserröhren[6]). Bei der ersteren Tätigkeit hatte er seit dem Jahre 1634 eine räumlich näher begrenzte Aufgabe, nämlich gemeinsam mit dem Wallmeister Cornelis Janssen, mit dem er schon 1634—36 bei der Seetief-Regulierung zusammen gearbeitet hatte, die Ausbaggerung des sog. Simon Klugeschen Grabens übernommen; es war dies der längs der heutigen Straße Großer Rammbau belegene Abschnitt der Radaune, die offenbar erst damals

1) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.

2) a. a. O. lectum in Senatu. 2. Nov. 1638.

3) St.-A. Danzig Abt. 12 Nr. 69 S. 66.

4) a. a. O. Nr. 83 S. 60. Nr. 93 S. 57. Auch die ältere Literatur über Eisbrechwesen, die Herr Professor F. W. Otto Schulze von der Technischen Hochschule zu Danzig die Güte hatte, aus der Lehrmittelsammlung für Kanal- und Hafenbau für mich durchzusehen, erwähnt keine dem Wiebeschen Eisgerät entsprechenden Systeme jener Zeit. Es sei denn, daß der Eispflug den auch sonst erwähnten späteren Eisschlitten entsprach, die an ihren Querbalken hintereinander Stahlzähne von zunehmender Länge trugen und damit, von Pferden gezogen, in das Eis Rillen schnitten. (Vgl. Poppe, Encyklopädie des gesamten Maschinenwesens, Leipzig 1826. II. S. 61 unter Eispflug.) Nach einer Mitteilung des Herrn Reg.-Baumeisters Fiedler in Wunstorf, früher in Neufahrwasser, wäre die Verwendung der Wiebeschen Werkzeuge auch so vielleicht denkbar, daß vor ein starkes Tau, das auf dem Eise verankert ist und um eine Rolle läuft, Pferde gespannt sind. Diese ziehen den am Tau befestigten Eispflug, dessen Schneide vielleicht einer Säge ähnlich war, stromaufwärts durch das Eis.

5) St.-A. Danzig Abt. 12 Nr. 69 S. 46. Nr. 71 S. 64. Nr. 72 S. 62. Nr. 74 S. 62. Nr. 81 S. 62.

6) a. a. O. Nr. 69 S. 74. Nr. 84 S. 78.

die Mündung an heutiger Stelle in die Mottlau erhielt[1]). Simon Kluge war im Jahre 1596 Ratmann, 1604, 1607 und 1612 Burggraf gewesen und 1617 gestorben[2]); warum der Graben seinen Namen trug — ob Kluge vielleicht Besitzer der Uferländereien gewesen — ist heute nicht mehr ersichtlich. Wiebes Jahresgehalt für diese Baggerarbeit betrug 1500 Mark, so daß er auf seine Mahnung 1638 hin als Rückstand für die vier letzten Jahre 6000 Mark ausgezahlt erhielt[3]), er ist unter denselben Bedingungen am Simon Klug-Graben bis in die vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts beschäftigt gewesen; wie wir aus den Kämmerei-Rechnungen ersehen[4]).

Mehrfach ist der Tätigkeit Wiebes bei den Wasserleitungsanlagen Danzigs gedacht worden, seit 1639 erweiterte sich auch hier sein Wirkungskreis; es handelte sich nicht mehr bloß um die Leitungsröhren, sondern um ein Hauptwerk, die sog. Wasserkunst vor dem Hohen Tor, ein durch ein Mühlrad getriebenes Pumpwerk, das das Wasser in die höher belegenen Stadtteile, besonders auf den Langenmarkt zur Speisung des Neptunsbrunnen drückte. In seiner Denkschrift vom Frühjahr 1639 wies unser Meister dem Rate nach, daß das projektierte größere Rad einen Umbau des ganzen Druckwerks und des Gebäudes selber bedinge und doch nicht einmal soviel leisten werde, als das von ihm vorgeschlagene Rad[5]); wenn man ihm die Leitung anvertraue, würde er alsdann doch genötigt sein, „besser Wacht und Aufsicht auf diejenige, so mir öfter lose stücke machen, zu halten", der Rat werde oft betrogen und „er selbst beim Rate schändlich traduciret, er müsse das Gott und der Zeit befehlen; gleichwohl aber sei der itzige, den man Kunstmeister nennet, bis dato über wenig Künste ein Meister befunden, wird auch schwerlich können zu einiger Zeit dem ein Genügen thun", es sei bekannt, daß er „kegen mir kein treues gemüet träget . . . . . und fürsatzlichen Frevel, meiner gebauten Arbeit, da mein Ehr und Reputation anhenget, nicht getreulich vorstehe". Wiebe schließt dann mit der Bitte, daß man ihn selbst als Kunstmeister und Verwalter auf ein Jahr anstellen solle mit der Bedingung, daß während dieser Zeit ihn niemand hindern oder turbiren solle, daß nur er selbst „die volkomliche Regierung haben möge", er werde für genügend Wasser sorgen,

---

1) Diese Strecke ist mit „Symon Clocke graven" bezeichnet auf einem alten Plan im Danziger Stadtarchiv (300 P. K. II. 11) der die Aufschrift trägt: „Alter Abriß von der Stadt Mühlen, Radaune und anderen Plätzen" und der in Anbetracht seiner Bezeichnungen in holländischer Sprache von einem der holländischen Ingenieure in Danzig um 1600 herstammt.

2) Curicke a. a. O. S. 98, 112, 113.

3) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42. Gemeinsame Supplik mit Cornelius Janssen. Lectum in senatu 6. Dezember 1638. Quittung Wiebes über erfolgte Auszahlung vom 10. Dezember.

4) St.-A. Danzig Abt. 12 Nr. 76 Bl. 60. Nr. 81 Bl. 60. Nr. 83 S. 60. Nr. 84 S. 60. Nr. 85 u. Nr. 86.

5) Wiebe erwähnt in dieser Darlegung auch die älteren Kunstmeister Jens, Melcher und Eulert und erklärt die bei diesen oft getadelte große Ungleichmäßigkeit des Druckes des Leitungswassers in den einzelnen Stadtteilen aus den häufigen Verstopfungen der Wasserröhren, deren Wiederherstellungskosten nicht geringer als die des Betriebes der Wasserkunst selber gewesen seien.

sogar auch für die Große Mühle, die Schuster- und Sähmisch-Mühlen. Der Rat lehnte bei der ersten Beratung am 22. März anfangs die Vorschläge als zu spät eingereicht ab, bewilligte aber zwei Tage später bei erneuter Erwägung die Übertragung der Wasserkunst an Wiebe auf ein Jahr, um dies Werk in bessere Ordnung zu bringen; zwecks dauernder Aufsicht sollte Wiebe die Dienstwohnung des bisherigen Kunstmeisters Kaspar Wolleke beziehen, dieser dafür Wiebes Wohnung eintauschen[1]). Unser Meister hat dann durchaus die Erwartungen des Rates gerechtfertigt und wurde nach Ablauf des Jahres mit der ganzen weiteren Verwaltung der Wasserkunst betraut; seinem Amtsvorgänger Wolleke wurde auf die Bitte um Wiederzulassung am 2. März 1640 eröffnet, daß er seines Amtes enthoben sei und auch die jetzige Dienstwohnung zu räumen habe. Zu den technischen Verbesserungen, die der Rat der Initiative und den Gutachten Wiebes verdankte, gehört aus dem Jahre 1639 noch der Plan zur wirtschaftlicheren Ausnutzung der für Danzig so wertvollen Mühlenbetriebe. Durch den Mühlmeister Peter Korth unterbreitete Wiebe dem Rat den Vorschlag zu Maßregeln, um auf der einen Seite der Großen Mühle ein Drittel des Wassers zu sparen, und damit andere Werke zu treiben. Er fand sofort bei den Ratsherren Zustimmung[2]). Im Jahre 1642 bat die Stadt Riga in Danzig um die zeitweilige Überlassung Wiebes, da ihr ein guter „wohlerfahrener Bau- und Strommeister nötig sei", eine Beurlaubung wurde auch jetzt wieder abgelehnt und Wiebe für unabkömmlich erklärt[3]). In demselben Jahre gab der bevorstehende Abbruch der achtkantigen Windmühle zu Groß-Walddorf Wiebe Anlaß zum Projekt einer Privat-Unternehmung. Er hatte dazu sich mit Abraham Kobiter, der von Danzig aus einen Mehlhandel nach Dänemark und Norwegen betrieb, vereinigt und bat den Rat in einer am 18. Juli 1642 vorgelegten Supplik den Wiederaufbau jener abgebrochenen Mühle an einer für die Stadt „unschädlichen" Stelle zu gestatten, die Mühle solle den Stadtmühlen keinerlei Konkurrenz machen, sondern nur für die Mehl-Ausfuhr Kobiters nach Dänemark mahlen. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, denn der Rat hatte gegen den Vorschlag Bedenken[4]). Von einer älteren Privat-Unternehmung Wiebes hören wir zwei Jahre später noch einmal. Die Bewohner der Neustadt (der heutigen Niederstadt) hatten, wie oben bereits erwähnt, 1632, da sie unter häufiger Überschwemmung ihrer Gärten litten, mit Wiebe vereinbart, gegen jährlichen Entgelt durch seine Schöpf-Mühlenanlage vom Wasser befreit zu werden. Aber nur Bürgermeister Rogge hatte, wie Wiebe in seiner Supplik[5]) hervorhob, seinen Anteil erlegt. Die andern hätten die Zahlung des ausbedungenen Lohnes geweigert, so daß ihm selbst Schaden erwachsen sei, da die Mühle jetzt stillstehe und fast zunichte geworden". Wiebes Antrag entsprechend beschloß der Rat, die Beteiligten an die

1) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.
2) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42. lectum 17. Juni 1639.
3) St.-A. Danzig Abt. 27 Nr. 69 Bl. 58.
4) St.-A. Danzig 24 D. 42.
5) a. a. O. lectum am 14. November 1644.

Zahlung zu mahnen. Gleichzeitig bat unser Meister, für die von ihm erdachten und angefertigten Baggerwerke die Gestellung der nötigen Pferde nur ihm zu übertragen, da „doch andere solche Aufsicht auf seine Werke nicht haben können, als nur er, deren Inventor, selbst".

Ebenfalls dem Jahre 1644 entstammt seine bekannteste Erfindung, die Seilbahn. Bei der damaligen Verbesserung der städtischen Befestigungsfront gegenüber dem Bischofsberge sollte die bisherige Bastion Berg (zwischen Bastion Gertrud und Bastion Katz) durch einen aufgesetzten Kavalier verstärkt werden. Die benötigte Wallerde wurde dem die Stadt überhöhenden Bischofsberge oben entnommen. Das Problem des sonst so schwierigen und kostspieligen Transportes so großer Erdmassen löste Adam Wiebe eben mit der von ihm erdachten Seilbahn, die die Erde in freier Luft schwebend den Bischofsberg hinab, über die Radaune und über Wiesenland, ferner über den breiten Stadtgraben fort und schließlich den Wall zur Baustelle hinaufführte.

Des Erfinders Name verblieb fortan dieser Stelle seines Ruhmes: Die Bastion Berg hieß seitdem „Bastion Wieben". Merkwürdigerweise ist in den amtlichen städtischen Akten keine Beschreibung oder auch nur ein Hinweis auf die Seilbahn enthalten. Die einzige Quelle unserer Kenntnis von ihrer Art und den technischen Einzelheiten sind die eingangs erwähnten Kupfertafeln, die größere gezeichnet von Hondius

und gestochen von Stefan de Praet (32 × 25,5 cm) und der kleinere Nachstich (17 × 13,5 cm) bei Curicke von Peter Willer. Das erstere Blatt, von dem wir eine verkleinerte Nachbildung geben[1]), zeigt in der linken oberen Ecke das Danziger Wappen, in der rechten Wiebes Porträt und zwischen beiden die Inschrift:

Novi inventi sive machinae artificiosae terram ex opposito Monte Episcopali in celeberr^ae urbis Gedanens' vallum transvehentis studio et opera viri pluribus ingeniosis admirandisque repertis clari seu verius publico commodo nati Adami Wiebe Harlingens. excogitatae ac in effectum qua patet forma deductae exacta delineatio nobillss^o et ampliss^o senatui inclytae civitatis Gedanen^s sacra.

Guillelmus Hondius Hago Batavos delineavit. Steven de praet fecit.

Darunter befindet sich dann die Darstellung der Seilbahn.

Der Nachstich Willers bei Curicke S. 348 hat selber mehrfach als Vorlage gedient, zuletzt für die Abbildung bei Hoburg[2]), ferner für eine im Besitz der Stadtbibliothek befindliche Zeichnung[3]) in Wasserfarben aus dem Ende des 18. Jahrhunderts mit der Überschrift: „Abbildung des neuerfundenen Kunst-Werkes gepracticirt durch Wybe Adams von Harlingen, wodurch die Erde von dem Bischofs-Berg auf den Wall der Stadt Danzig durch geringe Mühe mit wenig Arbeits-Leute und 4 Pferde ist gebracht worden, einen weiten Weg als auch über den breiten Stadt-Graben. Anno 1644."

Wiebes Schwebeseilbahn transportierte die Erdmengen durch die Luft auf dem allerkürzesten Wege mit mechanischem Betriebe unter weitgehender Ersparung der Menschen- und Pferdekraft, die sonst das Aufladen und die Wagentransporte erfordert hätten. Die hohe Bedeutung dieser Anlage ist in der Geschichte der Technik schon im 18. Jahrhundert erkannt und schon damals ihre Nachahmung sehr empfohlen worden. Zuletzt hat G. Dieterich in seinem Werke „Die Erfindung der Drahtseilbahnen"[4]) unter Wiedergabe des Hondiusschen Stiches sie besprochen. Er weist dabei darauf hin, daß Wiebes Maschine eine sogenannte Einseilbahn mit endlosem Seil darstellt, an dem die Eimer unlösbar befestigt, abwärts hängen, und daß dies Seil mit beladenen Eimern über sieben Stützen mit Rollen läuft, das Leerseil dagegen nur einer Mittelstütze bedarf. Zur Bewegung des Seils dienten zwei Horizontalräder, in deren tief eingeschnittenen Felgen das Seil ruhte; das eine Rad stand oben auf dem Bischofsberge, das andere unten auf dem Baugelände; beide trugen an der Achse Deichseln zum Anspannen der, nach Art eines Göpelwerks im Kreise gehenden, das Rad drehenden Pferde. Bei der dichten Folge der Eimer muß, wie Dieterich hervorhebt, diese Seilbahn eine sehr beträchtliche Transportleistung seinerzeit besessen haben. Und doch

---

1) S. 87. Für die freundliche Überlassung des vorhandenen Clichés sagen wir der Firma Adolf Bleichert & Co. in Leipzig verbindlichen Dank.

2) Geschichte der Danziger Festungswerke. Tafel 5.

3) Handzeichnung Nr. 307. 4) Leipzig 1908.

hat sie seltsamer Weise anderwärts anscheinend keine Wiederholung erfahren. Denn auch das große technische Geschichtswerk des 18. Jahrhunderts, das Theatrum machinarum hydrotechnicarum von Karl Leupold (Leipzig 1714, spätere Auflage 1774), eine Hauptquelle unserer Kenntnis von der Mechanik in jener Zeit, weiß nichts davon, daß Wiebes Erfindung damals Nachahmung gefunden. Leupold hat in richtiger Erkenntnis des wirtschaftlichen Wertes dieses Transportsystems die Nachahmung sehr warm empfohlen und zu diesem Zweck es aufs eingehendste beschrieben und in rekonstruierten Versuchsmodellen nachgeprüft. Als verbesserungsbedürftig ergab sich ihm an Wiebes System dabei, daß die Eimer beim Passieren der Rollen oben auf den Stützpfeilern durch je einen Mann herüber gehoben werden mußten. Er hat zugunsten künftiger praktischer Wiederholungen der Seilbahn diesem Mangel abgeholfen durch Teilung der Rollen und oberen Stützenteile, zwischen denen die Eimer dann hindurchgleiten konnten, so daß das Überheben der Eimer durch besonders angestellte Leute fortfiel. Gerade die Ausführlichkeit, mit der Leupold diese Seilbahn beschreibt und mit starkem persönlichen Interesse sich in die technische Erprobung vertiefte, beweist uns, daß ihm, dem umfassendsten Kenner älterer technischer Hilfsmittel, die weitere Anwendung nicht bekannt geworden und daß Adam Wiebes glücklicher Gedanke und seine technisch so bedeutungsvolle Anlage nicht nach Verdienst von seiner Zeit praktisch erprobt und ausgebeutet worden ist[1]). In Danzig selbst hat Wiebes Maschine, wie Curickes Chroniknotiz und Hondius' Stich bezeugen, damals genug Aufsehen erregt, auch bei Fremden. In zwei Gedichten Georg Greblingers aus Regensburg auf Danzig, deren eines Hoburg mitteilt, wird auf Wiebes Werk als technische Großtat emphatisch gewiesen![2]) Auch Jean Laboureur, ein Hofkavalier der Polenkönigin Luise Marie, hat bei deren Aufenthalt in Danzig 1646 Wiebes Erfindung Bewunde-

---

[1]) Nur in Danzig scheint es im Jahr 1669 zu einer Wiederholung der Seilbahn — allerdings mit gewisser technischer Abänderung zur Abtragung eines Berges gekommen zu sein. Die einzige Belegstelle ist eine kurze Notiz in einer Handschrift der Danziger Stadtbibliothek: „Georgii Schroederi Dantiscani in patria consulis anno 1703 fato functi Quodlibet oder Tagebuch von Allerhand Anmerkungen" (Msk. 673 Bl. 113b): „In diesem 1669. Jahr hat man am Noczkenberg (der ein Ausläufer des Hagelsberges ist nach dem Bürgerschützenhaus zu) eine invention applicieret, den Berg abzutragen." Die beigefügte Zeichnung mit Tinte zeigt das die Eimer bergab tragende Seil, das um zwei Horizontalräder, eins auf dem Berg, eins an seinem Fuße, läuft und das durch ein seitlich angedeutetes großes Antriebrad mit zwei kleineren Nachbarrädern bewegt wird. Andere Nachrichten über diese Anlage und ihren Bau-Anlaß waren nicht zu ermitteln. Den Hinweis auf diese Zeichnung in der Schroederschen Handschrift verdanke ich Herrn Bibliothekar Dr. F. Schwarz.

[2]) Hoburg a. a. O. S. 64.

Auch aus dem andern Lied zum Preise Danzigs, von dem die Danziger Stadtbibliothek einen Originaldruck (XV fol. 396) besitzt, sei die auf Wiebe bezügliche Stelle mitgeteilt, zumal dieses Gedicht in der Aufzählung der Werke Greflingers bei W. v. Oettingen, Über Georg Greflinger von Regensburg als Dichter, Historiker und Übersetzer (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kultur-

rung gezollt[1]). Wenn nun auch die Akten der Kommission des Wallgebäudes in ihrem heutigen geringen Bestande über diese Anlage schweigen, so besitzen wir einen Hinweis auf sie doch von Wiebe selbst in einer vom 16. Oktober 1645 verhandelten Bittschrift, in der er den Rat um ein Patent für seine Erfindungen auf 30 Jahre angeht: „Wann ich dann etzliche Zeit mit der Speculation umbgangen, wie nämlich durch ein bequemes und fügliches Mittel die Erde von dem Bischofsberge in die Stadt ohne sonderbare schwere Unkosten möchte gebracht werden, solches auch ins Werk zu richten auf unterschiedliche Manier versuchet, habe ich endlich durch schickunge Gottes daßelbe Mittel erfunden und erlanget, auch desselben effectum erspuret und gesehen. Weil nun bei wohlbestalten Regimentern den Inventoribus solcher neuen Werken gewisse Privilegia auf etzliche Jahre pflegen gegeben zu werden, damit sich nicht etwa eigennützige Leute unterstehen, sie der Frucht ihrer Arbeit zu berauben", bitte er um ein Privileg mit dem allgemeinen Verbot an jedermann „solcher meiner Invention auf keinerlei Art unerlaubt sich zu gebrauchen, nachzumachen und zu verkaufen". Der Rat gewährte ihm diesen Schutz seines geistigen Eigentums auf Lebenszeit[2]).

Als im Jahre 1646 Danzig für die prunkvolle Hochzeitsfeier der Prinzessin Luise Marie Gonzaga mit dem Polenkönig Wladislaus IV. durch die Bildhauer Wilhelm Richter und Christian Roth Triumphbogen in der Langgasse errichten ließ, wirkte Wiebe an diesem Bau mit, in dem er im Innern durch ein von ihm erdachtes und eingefügtes Rädertriebwerk die Hauptzierfiguren Atlas und Herkules beweglich anbrachte, so daß sie bei der Vorbeifahrt der Königin wie Automaten sich um sich selbst drehten[3]). eine Errungenschaft, die unsern heutigen Kunstgeschmack etwas barock anmutet.

Die folgenden Jahre zeigen uns Wiebe nach Ausweis der Rechnungsbücher auch weiterhin noch bei der Wasserkunst tätig, z. B. 1648 gelegentlich der Ausgaben für ein neues Wasserrad und eine neue Welle[4]). Er spürte in dieser Zeit schon das nahende Alter und die drohende Verminderung der Arbeitskraft; er bat drum 1649 den Rat unter Hinweis auf seine fast vierunddreißigjährige Dienstzeit als Bau-

---

geschichte der germanischen Völker, Heft 49), S. 17 ff. fehlt, obschon diese schwülstigen Alexandriner heut wenig unserm Geschmacke zusagen. Es beginnt:

„Ist irgend noch ein Ort, des nun mag blühend heißen"
„So bist es wahrlich du, o Herz der Lande Preußen."

Und fährt dann fort über Wiebe:

„Wem soll es gläublich seyn als diesen, die es sehen"
„Daß ein sehr großer Berg muß in die Luft weggehen"
„Zwey Wasser über hin auf einen großen Wall."
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
„Fällt eine Frage vor, wer solches könne machen,"
„So sage frey heraus: „Wyb Adam ist der Mann,"
„Ein Mann aus Harlingen, der solche Künste kann."

[1]) Roepell, ZWG XXII. S. 29. 30.
[2]) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.
[3]) Roepell a. a. O. S. 14 und 30.
[4]) St.-A. Danzig, Abt. 12 Nr. 84 S. 78, Nr. 86 S. 78.

meister der Stadt in Wasserwerken, da er stets bestrebt gewesen, das ihm von Gott anvertraute Pfund[1]) zum Besten der Stadt anzuwenden, ihn nicht im Alter darben zu lassen, sondern dem Beschwer seiner Haushaltung zu Hilfe zu kommen". Das Schreiben, dem der übliche Vermerk „Lectum in senatu" fehlt, ist anscheinend im Rat nicht zur Vorlage gelangt. Unser Meister entschloß sich deshalb im Dezember 1649 zu einer Wiederholung seiner Bitte mit einem Rückblick auf seine Tätigkeit. Er habe die vorgefundenen in Unterhalt und Betrieb kostspieligen, schwerfälligen Baggerwerke so verbessert, daß ihre Kosten sich um das Zehnfache verringert hätten, und ebenso sei es mit dem Bleikrahn und den von ihm neugebauten Hebewerken auf dem Bleihofe; sein Rammwerk, das sich mit Menschen- wie mit Pferdekraft betreiben ließe, übertreffe das alte bei weitem; die unter seiner Aufsicht gebauten Spritzwerke und Pumpen trieben das Wasser über 100 Fuß hoch, kurz, Hebe- und Druckwerke priesen ihres Meisters Kunst. „In Summa, was ich vor Werke, als nämlich, daß man unter Wasser arbeiten kann und welche selbst unter Wasser gehen, angefertigt, ja viel andere noch", das werde der Rat selbst wissen. Für das Wallgebäude seien im Festungsbau große Schwierigkeiten wegen des Wassers gewesen, bis er dann durch Erfindung künstlicher Werke die Trockenlegung und den Weiterbau ermöglicht hätte. Habe ihm doch der verstorbene Cornelis Janssen, ein „hocherfahrener künstlicher Wallmeister" bezeugt, daß durch ein einziges nur ein halbes Jahr betriebenes Werk dem Wallgebäude 20 000 Gulden durch Wiebe erspart worden seien. Von Projekten, mit denen sich zum Wohl der Stadt etwaigen Schäden vorzubeugen und dadurch Nutzen stiften lasse, nennt er den Plan eines Werkes, „daß die Radaune bis Praust gleich wie ein stilles Wasser glatt zufrieren sollte, dannenhero die Stopfungen, welche das Grundeis verursachen, wie auch die Tambrüche verhütet werden können und durch solche stauungen könnten noch wohl 8 Mahlgänge zubereitet werden"; ferner eine gute Mahlmühle bei Weichselmünde, die zum Nutzen der Festung Sommer und Winter in Betrieb sein könnte, drittens ein Stauwerk bei der Münde, um die Niederung um die Stadt schnell unter Wasser zu setzen; viertens ein Baggerwerk, die Bootsmannslake so tief und breit zu baggern, daß geladene Bordinge und Vollschiffe durchgingen; die Baggererde ließe sich für eine Brustwehr verwenden. „Endlich bin ich erbötig, noch wohl ein paar Dutzend Modelle, derer nicht viel gesehen worden, zu Wege zu bringen". Der Rat beauftragte daraufhin, am 10. Dezember den Herrn Nathanael Schmieden und die Wall- und Bauherren, Wiebe über die angebotenen Erfindungen und Modelle eingehend zu befragen „und, wann sie solche von ihm erhalten, diese Hoffnung ihm zu machen, daß er davon Ergetzung und nach seiner Bitte Verbesserung davon erhalten werde."

Noch 1650 sehen wir Wiebe im Dienste des Rates, auf dessen Erfordern er dem Tausendkünstler Franz Keßler die von ihm ange-

[1]) Eine auch in früheren Schreiben von Wiebe mit Vorliebe gebrauchte Wendung.

gebenen nötigen Instrumente zu seinem langgesuchten „Motum perpetuum“ verfertigen sollte[1]).

Ob Adam Wiebes Hoffnung in Erfüllung gegangen und er vom Rate die 1649 erbetene Unterstützung erhalten, ist uns nicht bezeugt; sehr lange hat er sie — falls er sie wirklich empfing — nicht

genossen, denn er ist schon vier Jahre darauf im Laufe des Jahres 1653 gestorben. Das Kämmereibuch verzeichnet unterm 22. März 1653 zum letzten Mal, daß Wiebe für das Eisschneiden auf der Weichsel sein Jahrgeld, wie gewöhnlich, mit 1500 Mk. gezahlt sei, am 27. Dezember desselben Jahres wird eine Rate dieses Ausgabepostens nicht mehr an Wiebe, sondern an Hans Rökilke gezahlt, unter Hinweis auf den Betrag, den „Wiebe Adam gewesener Wasserbau-

[1]) Cuny a. a. O. S. 58.

meister etliche Jahre deßwegen bekommen"[1]). Daß unser Meister zwischen dem März und Dezember 1653 nicht bloß aus dem Amte, sondern aus dem Leben geschieden, beweist auch eine ausdrückliche Bemerkung seines Sohnes Abraham darüber in seiner Eingabe an den Rat aus dem Jahre 1653[2]). Aus diesem Schreiben erfahren wir auch, daß Adam Wiebe seinerzeit „zur besseren Beaufsichtigung bei der Schleise" — es kann sich wohl nur um die 1623[3]) fertiggestellte Steinschleuse handeln — an dem Walle eine Dienstwohnung jahrelang innegehabt hat, deren allernächste Umgebung er durch Anpflanzungen auf seine Kosten verbessert hat[4]). Abraham Wiebes Wunsch, des Vaters Nachfolger in der Amtsstellung und in jenem Hause zu werden, hat der Rat entsprochen, wobei allerdings einstweilen die freie Wohnung als einziger Entgelt für die Dienstgeschäfte galt. Als deshalb der jüngere Wiebe 1656 und 1657 unter Berufung auf des Vaters langjährige Dienste und seine eigenen wassertechnischen Arbeiten und Inventionen um feste jährliche Besoldung bat, bewilligte der Rat, da das 1656 auf die Wallkasse angewiesene Salair dort nicht zu erlangen war, ihm 1657 ein festes Jahresgehalt von vorläufig 400 Gulden zur Fortsetzung der Berufsgeschäfte seines Vaters[5]).

Über Adam Wiebes äußere Erscheinung haben wir dank einem glücklichen Umstande noch heut ein unmittelbares Zeugnis: kein geringerer als Hondius, von dem viel gute Porträtradierungen der zeitgenössischen Fürsten und Vornehmen stammen, hat uns, wie schon erwähnt, auf dem Blatt von der Seilbahn den Kopf ihres Erfinders mit den klugen, männlichen Zügen überliefert, von dem (S. 92) eine Abbildung beigefügt wird; es ist das charakteristische Antlitz eines Erfinders: die halbbedeckten träumerischen Augen mit den breiten Lidern zeigen, wie hinter dieser breiten kräftigen Stirn das grübelnde Hirn immer neue Projekte wälzt, und wohl zumeist ganz anderes und feineres sinnt, als was seine nächste Umgebung im engen Horizont des Alltagseinerlei beschäftigt. Und doch ist dieser Mann sicher kein weltfremder Träumer, das spitzzulaufende Ohr deutet auf einen scharfen, aber auch praktisch gewitzten Denker, die festgeschlossenen Lippen, die kraftvoll geformte Nase und Augenbrauenpartie und die leichte Falte an der Nasenwurzel erzählen zur Genüge, daß in diesem Kopf auch starke Willenskraft wohnte, ohne die sein Hindernisse bezwingender, praktischer Sinn seine Werke nicht hätte schaffen können.

Danzig. K. Schottmüller.

---

1) St.-A. Danzig Abt. 12 Nr. 83. Bl.

2) E. E. Rat ist wohlbewußt, daß mein Vater Wiebe Adam neulicher Zeit todes verblichen, der in die 30 Jahr einem Rat mit allerhandt Arbeit, Wasserwerken, Schleisen, Krahnen und sonst bedienet gewesen. — Der genaue Todestag Wiebes ließ sich auch aus den Kirchenbüchern, soweit sie aus dieser Zeit erhalten sind, nicht feststellen.

3) Koehler: Geschichte der Festungen Danzig und Weichselmünde. I. 301.

4) Noch heut steht dort neben der Steinschleuse mit Bäumen und Vorgärtchen ein altes Haus des 17. Jahrhunderts, das Schleusenwärterhaus (Nr. 2a). Eine Inschrift auf einem Holzpfeiler im Erdgeschoß gibt als Baujahr 1629 an. Möglicherweise wäre das vielleicht das Wiebesche Haus.

5) St.-A. Danzig Abt. 24 D. Nr. 42.

Die Anfänge der jetzigen Marienkirche in Danzig.

Was ich im Nachfolgenden mitteile, sind nicht meine eigenen Gedanken, sondern die Ansichten meines lieben Freundes, des verstorbenen Professors R. Bergau in Nürnberg. Er hat dieselben auch veröffentlicht, im ersten Bande der bei E. A. Seemann (Leipzig) erschienenen „Jahrbücher für Kunstwissenschaft". Aber diesen Band wird man in manchen Bibliotheken, so auch in unserer Stadtbibliothek, vergebens suchen, und so sind denn diese Forschungen so gut wie unbekannt geblieben, und in keiner der vielen Schriften über die Marienkirche habe ich einen Hinweis auf sie gefunden.

Die erste Marienkirche (eine Kapelle) in Danzig war die pomerellische. Sie wird um das Jahr 1271 erwähnt[1]) und stand noch ca. 1310, vermutlich aber bis zur Vollendung der zweiten, massiven Kirche, auf einem Gartengrundstück der Dominikaner neben dem Artushof[2]), mithin nicht auf der Stelle der jetzigen Marienkirche. Von dem Brande der Stadt im November 1308 wurde sie also nicht berührt, derselbe scheint hauptsächlich die Altstadt betroffen zu haben. Sie war, dem damaligen Kulturzustande in Pomerellen und Preußen entsprechend[3]), nur klein und von Holz, da ja die Burg Danzig erst 1339[4]) als erster Massivbau aufgeführt wurde. Von ihr ist natürlich nichts mehr erhalten.

Die zweite Marienkirche im Stile der Ordensgotik (Blütezeit) wurde 1343[5]) begonnen und 1359 vollendet[6]). Als Pfarrkirche der an Einwohnerzahl inzwischen bedeutend gewachsenen Rechtstadt bedurfte sie eines neuen, größeren Bauplatzes. In der Handfeste der Rechtstadt Danzig von 1342 oder 1343[7]) hatte Hochmeister Ludolf König ihr die Baustelle angewiesen: 2 Seile lang, 2 Seile breit, d. h. (da ein Seil = 10 Ruten, 20 Ruten = 300 kulmische Fuß = 275 rheinische Fuß) = 86,35 m im Quadrat[8]).

Sehen wir nun, wie das Gebäude beschaffen war, welches 1343—59 auf diesem Platze errichtet wurde. Es ist das Verdienst Th. Hirschs, zuerst überzeugend nachgewiesen zu haben[9]), daß das gegenwärtige Kirchengebäude nicht dasselbe sei, welches 1343 begonnen ist, daß jenes vielmehr bedeutend kleiner war, als die heutige Kirche.

---

1) Undatiertes Schreiben Mestwins II, auf 1271 geschätzt, bei Perlbach, Pomerellisches Urkundenbuch, S. 204.

2) Nach einem Vortrage von Cuny, gehalten in Danzig.

3) F. von Quast in den Preuß. Prov.-Blättern 1850, Bd. IX, S. 7 und 13.

4) Chronikon Olivense anno 1339.

5) Laut Inschrift auf der sechszehneckigen Tafel in der großen Sakristei.

6) Cuny, MWG 1906, S. 67.

7) Im Original früh verloren, 1378 durch Winrich von Kniprode bestätigt. Siehe Simson, Geschichte Danzigs, S. 19.

8) Diese Länge ist noch jetzt nachweisbar, sie reichte von der Ecke des Hauses Jopengasse 46 in der Jopengasse bis zur Heil. Geistgasse Nr. 36, und von da bis zur Kleinen Krämergasse. Man beachte, daß die Längsachse der zweiten (und dritten) Kirche der Heil. Geistgasse, nicht der Jopengasse parallel läuft. Die Nordgrenze der Baustelle lief an der Heil. Geistgasse entlang.

9) Hirsch, St. Marien I, S. 31 ff.

Hirsch wurde es mit Hilfe des Architektur-Malers J. C. Schultz und des Maurermeisters F. W. Krüger sogar möglich, die Fundamente der nördlichen und südlichen Frontmauer des Langhauses nachzuweisen. Er hat solche in seinen großen Plan der Marienkirche eintragen lassen. Die Breite der alten Kirche im Äußeren hat er auf 87 Fuß (27,3 m) angegeben, dies ist richtig, denn drei Zeugen haben die Fundamente gesehen und die Breite gemessen.

Die Länge gibt Hirsch mit 113 Fuß (35,47 m) an. Was hat er dafür für Beweise? Den heutigen Glockenturm rechnet er nicht zur zweiten Kirche, sondern zur dritten, was aber, wie die Formen beweisen, ein Irrtum ist[1]). Weil gerade zur Zeit seiner Untersuchung (1842) auf dem Kirchenboden ein bisher verdecktes, daher nicht sichtbares, achteckiges Turmgerüst von nur 7 Fuß Durchmesser (20 Fuß vom jetzigen Glockenturme entfernt) gefunden wurde[2]), hält Hirsch dasselbe für einen Rest von dem Glockenturm der zweiten Kirche, glaubt auch, daß der (mit vollständiger Spitze ausgebaute) Dachreiter über dem Kanzelpfeiler der ältesten Zeit der Kirche angehöre[3]). An diese Idee, daß die beiden Turmgerüste (das unvollständige und das über dem Kanzelpfeiler befindliche) die Enden der zweiten Kirche in West und Ost andeuten, klammert sich mein hochverehrter Lehrer Hirsch und gerät nun weiter in Irrtümer. (Die Idee stammt übrigens nicht von Hirsch selber, sondern von J. C. Schultz[4]), wenngleich dieser die Türmchen nicht der Ordenskirche, sondern „der ältesten pomerellischen Marienkirche" zurechnet.) Die Idee selbst ist für einen Architekten völlig unbegreiflich. Wie wäre es wohl möglich gewesen, bei der fast völligen Zerstörung der zweiten Kirche, nämlich dem Abbruch ihres Daches, ihrer Holzdecken bzw. Gewölbe, der ganzen Umfassungswände, der Erhöhung der erhaltenen Pfeiler um mehr als das Doppelte, der Einspannung der jetzt um so viel höher liegenden Gewölbe usw. diese alten Turmgerüste in der Luft zu erhalten? Und welchen Zweck sollte es, im Falle der Möglichkeit, wohl gehabt haben? Den Nachkommen zu zeigen, wie lang die Kirche anfangs war? Von dem Dachreiter über dem Kanzelpfeiler sagt übrigens Eberh. Bötticher in seiner Chronik, was Hirsch übersehen hat, daß er 1483 erbaut sei. Ein gleiches Alter wird, weil von gleicher Beschaffenheit und gleicher Konstruktion, das andere Gerüst in der Nähe des Glockenturms haben.

Für die Lage des Ostabschlusses hat Hirsch noch einen anderen Beweis, der nicht weniger unverständlich ist als der mit den Türmchen. Er sagt[5]): „Wir verfolgten dasselbe (das Fundament) bis zum St. Georgenpfeiler, der allein unter allen Pfeilern dieser Gegend bis zu dieser Grundmauer vorspringt und auf eine so auffallende Weise auf der östlichen Seite abgeplattet ist, daß er den Sachkundigen als

---

1) Siehe weiterhin Satz 1.
2) Hirsch, St. Marien I, S. 37.
3) Hirsch, St. Marien I, S. 360.
4) J. C. Schultz, Danzig und seine Bauwerke in malerischen Radierungen. Text zu Folge I, Tafel 16.
5) Hirsch, St. Marien I, S. 35.

der Überrest einer alten Wand erschien. In gleicher Weise begann es auf der Südseite an der Beutlertüre usw. Dieser Georgenpfeiler, welcher in der jetzigen Kirche einen Gurtbogen zwischen Querschiff und Langhaus trägt (ebenso wie der gegenüberliegende Pfeiler), erschien den Sachverständigen als der Überrest einer alten Wand". Diese haben leider übersehen, daß der Georgenpfeiler und sein Gegenüber außerhalb der durch die aufgegrabenen Fundamente nachgewiesenen Breite der zweiten Marienkirche liegen, also mit diesem Gebäude nichts zu tun haben können und der dritten Kirche angehören müssen[1]). Wie die Abplattung als ein Beweis für hohes Alter dienen kann, ist mir unverständlich. Wenn Hirsch also die Länge der zweiten Kirche auf Grund der falschen Voraussetzungen auf nur 113 Fuß angibt, so kann auch dieses Maß nur unrichtig sein. Für die richtige Bestimmung der Länge dienen als Grundlage folgende Sätze, deren Richtigkeit bewiesen werden wird.

Satz 1. Der jetzige kolossale Glockenturm gehört in seinen unteren Stockwerken der zweiten Kirche an, und in der Allerheiligen- und Reinholds-Kapelle sind Teile der Seitenschiffe, ebenso in der Olaikapelle unter dem Turm ein Stück des Mittelschiffes derselben, mit Gewölben und Fenstern erhalten. Bergau beweist diese Behauptung durch das Alter der Gewölbe. In der Allerheiligen- und Reinholds-Kapelle befinden sich quadratische Kreuzgewölbe einfachster, edelster Bildung, die wohl der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehören. Solche einfachen Kreuzgewölbe sind vorhanden im Kreuzgange des Mittelschlosses Marienburg (1340)[2]) und im nördlichen Seitenschiff und Kreuzgang des Klosters Oliva (1350)[3]). Auch das Profil der Grate stimmt mit dem der Grate in den letztgenannten Bauten[4]) vollständig überein. Desgleichen ein figurierter Schlußstein in der Allerheiligen-Kapelle; auch die Konsolen dieser Gewölbe sind sehr ähnlich den gleichalterigen aus den Kreuzgängen des Schlosses Marienburg[5]) und des Klosters Oliva[6]). Ebenso verhält es sich mit dem Gewölbe der Olai-Kapelle (unter dem Turm). Das Sterngewölbe hier ist sehr ähnlich den Gewölben der Klosterkirche zu Zarnowitz von 1388, und daraus dürfen wir schließen, daß hier ein Gewölbe des Mittelschiffes der zweiten Marienkirche erhalten ist, welches, wie nachher ausgeführt werden wird, nach 1379 eingewölbt wurde.

Wenn nun die Gewölbe aus dem 14. Jahrhundert sind, so müssen die Mauern, auf denen sie ruhen, wenigstens ebenso alt sein.

---

[1]) Immerhin bilden diese beiden Turmgerüste in ihrer wunderlichen Konstruktion (Hirsch I, S. 38) als Eichenbauten im kiefernen Dache ein noch ungelöstes Problem, und es wäre eine dankbare Aufgabe für Studenten der Technischen Hochschule, durch Aufnahme dieser Türme mit dem sie umgebenden Sparrenwerk zur Aufklärung der Sache beizutragen.

[2]) Siehe F. von Quast in den Preuß. Prov.-Blättern 1851, Bd. XI, S. 131.

[3]) Hirsch, das Kloster Oliva (Danzig 1850), Seite 43.

[4]) Hirsch, daselbst Abbildung, Fig. 9.

[5]) Frick, Schloß Marienburg, Berlin 1803, Tafel XV.

[6]) Hirsch, Oliva, Abbildung 3 und 4.

Wir sehen ferner, daß die westliche Giebelmauer der dritten (erweiterten) Kirche angebaut ist an die Nord- und Südwand der genannten Kapellen, folglich sind diese Kapellen älter, als die erweiterte Kirche.

Endlich finden wir noch an letzterer eine Plinthe und ein Brüstungsgesims aus Kalkstein, beides fehlt aber an den Kapellen und am Turm. Dort steigt das Ziegelmauerwerk unmittelbar aus dem Erdboden empor, und das ist eine ältere, weil unvollkommenere Bauweise.

Auch die Fenster in beiden Kapellen sind noch die alten, denn ihre Laibungen sind glatt und ohne Rundstäbe[1]), während die Fenster aus dem 15. Jahrhundert in der erweiterten (dritten) Kirche Rundstäbe haben. In der Reinholdkapelle ist sogar noch das Fenstermaßwerk erhalten, übereinstimmend mit dem Maßwerk im gleichalterigen Dom zu Marienwerder und dem nur wenig jüngeren Langhause von St. Nikolai in Danzig.

Die Nordmauer der Reinholds- und die Südmauer der Allerheiligen-Kapelle liegen in einer Flucht mit der von Hirsch aufgedeckten Nord- bez. Südmauer der zweiten Kirche (s. d. Grundriß bei Hirsch).

Satz 2. Die Pfeiler des Langhauses der zweiten Kirche sind im jetzigen Langhause erhalten, und zwar auf jeder Seite sechs. Diese Pfeiler sind erheblich dicker als alle anderen Pfeiler der Kirche (die Vierungspfeiler ausgenommen); sie erscheinen daher gedrückt und jene überschlank. An ihren acht Kanten befinden sich einfache Rundstäbe, während die anderen Pfeiler deren zwei an jeder Kante enthalten. Diese 12 Pfeiler sind gleichaltrig und gehören demselben Langhause an.

Satz 3. Als Pfarrkirche mußte die zweite Kirche einen Chor haben. Die Fundamente sind bisher nicht untersucht, daher steht seine Lage nicht genau fest und wir wissen auch nicht, ob er rechtwinklich oder im Polygon geschlossen war. Aus Gründen der künstlerischen Komposition können wir jedoch annehmen, daß, falls ein gerader Schluß vorhanden war, der Chor ein Quadrat bildete, so daß seine Länge gleich der Breite des Mittelschiffs, = 34 Fuß oder 10,7 m war. Schloß er dagegen in 5 Seiten des Achtecks, so genügten hiefür 7,7 m Länge (bei 10,7 m Breite).

Hiernach berechnet sich die Länge der zweiten Marienkirche wie folgt:

	Bei polygonem Chorschluß	Bei geradem Chorschluß
Strebepfeilerlänge . .	3,0 m	3,0 m
Glockenturm . . .	12,0 „	12,0 „
Westmauer	4,0 „	4,0 „
6 Joche a 6,3 m =	37,8 „	37,8 „
Triumphbogen . . .	2,0 „	2,0 „
Chor	7,7 „	10,7 „
Ostmauer	4,0 „	4,0 „
Strebepfeilerlänge .	3,0 „	3,0 „
Zusammen	73,5 m	76,5 m

Das ist mehr als das Doppelte der von Hirsch angenommenen Länge.

[1]) Ähnlich sind die gleich alten Fenster zu beiden Seiten des Turmes von St. Katharinen in Danzig.

Bei einer Länge des Bauplatzes von 86,35 m bleibt bei polygonem Schluß 12,85 m, bei geradem Schluß = 9,85 m übrig. Da nun der eine Umgang (zwischen Turm und dem Hause Jopengasse 46) noch vorhanden ist und seine Breite mit 8,5 m im Mittel gemessen werden kann, so würde nur bei polygonem Schluß noch ein Umgang im Osten von 4,35 m übrig bleiben, was für eine Prozession allenfalls genügt; bei Annahme eines geraden Chorschlusses bleibt nur 1,35 m und muß daher der polygone Chorschluß für wahrscheinlich erklärt werden. Für denselben spricht auch, daß die gleichalterige Kirche St. Katharinen zuerst einen polygonen Chorschluß hatte, dessen Strebepfeiler noch sichtbar sind.

Daß das Langhaus dreischiffig war, geht aus dem Vorstehenden bereits hervor. Bei den recht oft vorkommenden Grundrissen dieser Art war ein einschiffiger Chor das gewöhnliche.

Was die Höhenentwickelung betrifft, so sind an fünf Pfeilern im südlichen Seitenschiff horizontale Gesimse erhalten, welche andeuten, daß hier die Balken einer Holzdecke lagen. Wenn die Seitenschiffe Holzdecken hatten, so mußte auch das Mittelschiff mit Balkendecke versehen sein, denn etwaige Gewölbe hier würden der Widerlager entbehrt haben.

Es erübrigt nun, den Querschnitt der zweiten Kirche darzustellen, und zwar in doppelter Gestalt: 1) mit Holzdecke, 2) mit Gewölben. Leider ist es nicht möglich, diese Zeichnungen hier mitzuteilen; es kann daher denjenigen, die sich für die Sache interessieren, nur empfohlen werden, sich die Querschnitte nach den nachstehend angegebenen Maßen selbst aufzuzeichnen.

2. Mit Gewölben[1]).

Breitenmaße.

Lichte Breite des Mittelschiffs		10,7 m
2 dicke Pfeiler à 2 m	=	4,0 „
2 Seitenschiffe à 4,7 m	=	9,4 „
2 Außenmauern (in den Kapellen meßbar) à 1,6 m	=	3,2 „
Gesamtbreite wie vorher bei Hirsch	=	27,3 m

Höhenmaße.

Höhenlage des Gewölbscheitels im Mittelschiff (Olai-Kapelle) über dem Fußboden . .	16,8 m
Oberkante der Balkenlage daselbst	17,1 „
Höhenlage des Gewölbscheitels in den Seitenschiffen (Allerheiligen- und Reinholds-Kapelle) über dem Fußboden rot. . .	10,8 „
Oberkante der Balkenlage daselbst	11,1 „

Die Differenz beider Gewölbscheitel beträgt 16,8 — 10,8 = 6,9 m; die Breite der Seitenschiffe einschl. der Außenmauern 4,7 + 1,6 = 6,3 m. Hiernach ist es klar, daß über den Seitenschiffen Dächer von

[1]) Der Fall „mit Gewölben" ist mit gutem Grunde vorangestellt, weil die Höhenmaße der jetzt vorhandenen Gewölbe der Kapellen Olai, Reinhold, Allerheiligen gemessen sind und aus diesen die Höhe der Balkenlagen abgeleitet wird.

ungefähr 45° Neigung sich befanden, deren Fläche mit der des Mittelschiffdaches zusammenfiel. Für Oberfenster des Mittelschiffes war also kein Platz, oder die Kirche war eine falsche Basilika, wie die zu Marienwerder und Putzig. Die First des einheitlichen, schweren Daches muß also auf $17{,}1 + \frac{10{,}7 + 2{,}0 \cdot 2}{2}$ (Mittelschiff + Pfeilerdicke, davon die Hälfte) = 24,45 m über dem Fußboden gelegen haben.

1. Mit Holzdecken.

Man hat die Gewölbe dicht unter die vorhandenen Holzdecken gelegt und letztere belassen, weil das Dach auf ihnen stand. Der Querschnitt der Kirche ist also derselbe wie im Falle 2, nur daß die Gewölbe fehlen. Auch ist die falsche Basilika ebenso vorhanden, wie beim Vorhandensein der Gewölbe, da kein Platz für Oberfenster übrig ist, vielmehr die Dachfläche ihnen alles Licht nehmen würde.

Daß die Seitenschiffe (und demzufolge auch das Mittelschiff) zunächst Holzdecken hatten, geht hervor einmal aus der wagerechten Lage der Gesimse an den 5 Pfeilern des südlichen Seitenschiffs, die zu Gewölben nicht passen, und zweitens aus dem Wölbungskontrakt von 1379[1]), denn aus diesem ersehen wir, daß man damals eine große Maurerarbeit, jedenfalls die Einwölbung, plante. Wir können annehmen, daß 1379 mit der Einwölbung in der Allerheiligen-, Reinholds- und Olai-Kapelle begonnen wurde, daß aber der Kontrakt nicht bis zu Ende erfüllt ist, indem man beschloß, die Umfassungen hinauszurücken.

Daß der Turm hiernach eingebaut war in das Mittelschiff der zweiten Kirche, darf nicht Wunder nehmen. Dieselbe Anlage findet sich bei St. Petri und Pauli in Danzig, St. Katharinen ebendaselbst, in Putzig, Allenstein und Seeburg[2]), bei St. Jacob in Tolkemit und anderen gleichalterigen Kirchen.

Aber bis zu welcher Höhe mag der Turm schon bei der zweiten Kirche vorhanden gewesen sein? Bis zur Höhe von 113 Fuß = 35,5 m. Dies zeigt der Wechsel in der Architektur, der bei der Sohlbank der untersten der drei Etagen von gekuppelten Blenden beginnt. Bis dahin finden sich keine Nischen oder Blenden, es ist eine glatte Außenwand, und die Laibungen der Öffnungen bestehen, wie an den Fenstern der beiden angebauten Kapellen, aus einfachen Ziegeln, während über 35,5 m der Rundstab an den Öffnungen auftritt[3]). Der Turm hat also mit seinem massiven Teile noch 35,5 — 24,45 = rund 11 m über die Dachfirst emporgeragt, während eine kurze Pyramiden-Spitze mit Holzsparren noch weiter emporgestiegen sein dürfte um eine Strecke, die bei der großen Dicke des Turmes nicht weniger als 50 Fuß = 15,7 m betragen haben kann.

---

[1]) Hirsch, Handels- und Gewerbegeschichte Danzigs, Seite 321; nochmals mitgeteilt von Cuny, MWG 1906, Seite 66, nach dem Kämmereibuch der Rechtstadt von 1379—82.

[2]) von Quast, Denkmale der Baukunst in Preußen, Tafel XXII.

[3]) Selbstverständlich mit Ausnahme des großen Westportals, welches durch seinen Fries als gleichaltrig mit dem Chor der Karmeliterkirche (nach Weinreich 1496) und dem Fries am Turm von St. Katharinen (nach Weinreich 1486) sich erweiset.

Die starken Strebepfeiler zeigen aber, daß ein sehr hoher Turm, vielleicht der Umschau wegen, von Anfang an beabsichtigt war.

Endlich lassen sich noch über die Lage der Portale der zweiten Marienkirche einige Worte sagen. Das Vorhandensein der Korkenmachergasse deutet an, daß das erste Joch des Seitenschiffes im Norden eine nach außen führende Tür hatte. Eine entsprechende Tür im Süden wird auch im ersten Joch gelegen haben, weil nur an dieser Stelle die Kirche an die Jopengasse stößt. Der Durchgang durch das erste Joch ist also vermutlich schon in der zweiten Kirche vorhanden gewesen. Im Westen lag ein kleineres Portal im großen Turm (siehe Anmerkung 3 auf Seite 99). Die Kleine Krämergasse setzte sich in einem Umgange fort, der hinter dem Chor entlang lief. Hier wird hinter dem Hauptaltar eine Tür bestanden haben, als Zugang sowohl von der Frauengasse als auch von der Kleinen Krämergasse.

Aus vorstehender Beschreibung geht hervor, daß die zweite Marienkirche keineswegs, wie Hirsch glaubt, ein „gewöhnliches mittelmäßiges Gebäude" gewesen sei. Sie war in ihrer Größe nicht unbedeutend, größer als St. Katharinen und St. Nikolai, und in ihrer Architektur, weil der Blütezeit der Ordensgotik angehörig, jedenfalls vollkommener als die jetzt stehende, dem Niedergange der Gotik entsprungene Kirche.

Ihr folgte durch Vergrößerung und Erhöhung diese dritte Kirche in zwei Bauperioden, wie schon Hirsch gezeigt hat, 1403 bis 46 und 1484 bis 1502.

Schließlich sei bemerkt, daß die in Vorstehendem angegebenen Maße teils aus Zeichnungen entnommen sind, teils auf Angaben von Bergau beruhen. Sie sind meist auch in Metermaß abgerundet. Sollten also kleine Abweichungen in den Maßen nachgewiesen werden, so kann sich dadurch in dem Gedankengange und den Folgerungen vorstehenden Aufsatzes nichts Wesentliches ändern.

Danzig-Langfuhr.

Ernst Habermann, Baurat.

Literarische Anzeige.

Hermann von Salza und die Besiedelung des Burzenlandes. Historische Studie von Dr. **Franz Obert**, Stadtpfarrer in Kronstadt. Neustadt an d. Hardt, Meininger [1911]. 66 S. 8°. — 0,60 Mk.

Auf wissenschaftliche Bedeutung macht diese Schrift wohl keinen Anspruch. Sie geht nicht an die Quellen heran, sondern gibt nur ein Mosaik aus zum Teil recht alter Literatur. Gern soll die Begeisterung des Verfassers für seinen Gegenstand und den Deutschen Ritterorden sowie das Deutschtum überhaupt anerkannt werden.

Danzig. P. Simson.

Verantwortlicher Herausgeber: Erster Stadtbibliothekar Prof. Dr. O. Günther in Danzig.
Druck von A. W. Kafemann G. m. b. H. in Danzig.